

„Freude am Leben als Gabe Gottes“

Koh 3,10-15

10 Ich sah die Arbeit, die Gott den Menschen gegeben hat, dass sie sich damit plagen.

11 Er hat alles schön gemacht zu seiner Zeit, auch hat er die Ewigkeit in ihr Herz gelegt; nur dass der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende.

12 Da merkte ich, dass es nichts Besseres dabei gibt als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben.

13 Denn ein jeder Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut bei all seinem Mühen, das ist eine Gabe Gottes.

14 Ich merkte, dass alles, was Gott tut, das besteht für ewig; man kann nichts dazutun noch wegtun. Das alles tut Gott, dass man sich vor ihm fürchten soll.

15 Was geschieht, das ist schon längst gewesen, und was sein wird, ist auch schon längst gewesen; und Gott holt wieder hervor, was vergangen ist.

Liebe Leserin, lieber Leser,

das könnten wir sicher gut gebrauchen in der gegenwärtigen Situation – Freude am Leben, so wie der Prediger es beschreibt (V. 12-13): fröhlich sein und sich gütlich tun, essen und trinken, guten Mut haben bei all unseren Mühen wegen der Corona-Krise! Doch vielen dürfte die Freude erst einmal vergangen sein – trotz oder gerade wegen der Tatsache, dass es in unserem Land immer noch viele Gründe für die Freude am Leben gibt: Wir haben zu essen und zu trinken und es sieht nicht nach Versorgungsengpässen aus – und doch machen wir uns im Stillen Sorgen, ob es so bleibt. Wir haben einen leistungsfähigen Sozialstaat mit einem hervorragenden Gesundheitssystem – und doch will uns der Mut sinken, wenn wir in andere Länder schauen und sehen, was passieren kann, wenn die Gefahr unterschätzt wird. Wir haben dank moderner Technik die Möglichkeit, in Kontakt miteinander zu bleiben – und spüren doch gleichzeitig, dass wir so nicht auf Dauer miteinander leben wollen. Ein Blick nach draußen in die Natur, auf das Frühlingswetter schenkt uns Freude an den Gaben des Schöpfers, der auch dieses „schön gemacht hat zu seiner Zeit“ (V. 11) – und doch ist die Freude begrenzt, weil wir uns nicht unbeschwert draußen treffen und aufhalten dürfen. Begrenzte, gebremste Freude am Leben – das ist wohl das Äußerste, was die meisten von uns derzeit „hinbekommen“. Ganz zu schweigen von denen, die es wirklich schwer getroffen hat und noch weiterhin treffen wird – gesundheitlich, finanziell, am Arbeitsplatz in den sog. systemrelevanten Berufen... Und spricht nicht auch der Prediger davon, dass das Sich-Freuen-Können nichts Selbstverständliches, sondern eine Gabe Gottes ist?

Wir dürfen das nicht so verstehen, als ob Gott in seinem unbegreiflichen Ratschluss nur bestimmten Menschen Lebensfreude zgedacht hätte – und anderen nicht. Vielmehr geht es hier doch um eine Gabe des Schöpfers, die für alle Menschen vorgesehen ist – ebenso wie für alle Mühe und Arbeit (V. 10+13). So ist das Leben für alle eingerichtet: Es besteht aus Mühe

und Anstrengung ebenso wie aus Freude und Genuss – nach dem Willen des Schöpfers, der „alles schön gemacht hat zu seiner Zeit“ (V. 11). Es kann und soll nicht immer nur das eine von beiden geben, nicht immer nur die eine von beiden Möglichkeiten vorherrschen – nach dem Willen Gottes. Denn „alles hat seine Zeit“, wie der wohl bekannteste Text des Predigers es einschärft, der unserem Textabschnitt unmittelbar vorausgeht (V. 1-8).

Damit ist auch klar, dass es nicht um die Lust um der Lust willen geht, sondern um ein gesundes Maß von beidem: Lebenslust und Mühe des Lebens. Aber der Prediger nennt auch noch zwei Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, wenn das rechte Maß und damit auch die rechte Lebensfreude gelingen sollen. Da ist zum einen die Gottesfurcht, die sich aus der Einsicht in das bestimmende und bleibende Handeln Gottes ergibt (V. 14). Die Gottesfurcht ist es, die uns aus der falschen Furcht vor allen Mächten, Gewalten und Gefahren unseres Lebens befreit. Erst sie ermöglicht wahre und echte Lebensfreude, die sich nicht von den unvermeidlichen Mühen und Gefahren des Lebens überwältigen lässt. Aus der Ehrfurcht vor dem Schöpfer kann eine tiefe Geborgenheit erwachsen, die selbst dann noch für die Schönheit des Lebens dankbar und empfänglich bleibt, wo aktuell nichts mehr zu hoffen ist. Und das andere ist die Einsicht in die Begrenztheit menschlicher Erkenntnis (V. 11): „dass der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende.“ Erst diese Einsicht schenkt dem Menschen die nötige Gelassenheit, um sich trotz der ungelösten Rätsel des Daseins seines Lebens freuen zu können.

Darin steckt eine tiefe Weisheit, die sich gerade gläubige Menschen und besonders Theologinnen und Theologen immer wieder gesagt sein lassen sollten: Sie suchen engagiert nach dem Sinn des Lebens und fragen nach Gott. Sie finden auch immer wieder tragfähige Antworten oder wenigstens Ansätze dazu. Es ist ja nicht so, dass der Prediger von einem abgrundtiefen Pessimismus bestimmt wäre – ganz im Gegenteil. Im selben Vers, in dem sich die Einsicht in die Grenzen der Erkenntnis findet, steht auch der schönste und tiefgründigste Satz unseres ganzen Abschnitts: Gott hat den Menschen die Ewigkeit in ihr Herz gelegt (V. 11). Was für eine wunderbar poetische Aussage – und theologisch so wichtig: Ja, die Erkenntnis ist begrenzt; aber es ist nicht so, dass es überhaupt keine Erkenntnis gäbe. Zumindest eine Ahnung dürfen und sollen wir haben: Im Herzen gibt es eine Ahnung von der Ewigkeit und von Gott; im Zentrum der Person, wo es um die Identität des Menschen geht, um seine Selbstfindung – dort gibt es eine begrenzte Gotteserkenntnis, so viel wie nötig ist, um gut und sinnerfüllt leben zu können. Auch als Christen müssen wir uns immer wieder klarmachen: Wir sind nicht im Besitz der Wahrheit, wir können und müssen nicht erst alle Fragen des Glaubens und Lebens und der Theologie beantwortet haben, bevor wir zufrieden sein und uns des Lebens freuen dürfen. Wie sagt der Engel in der Weihnacht: Siehe, ich verkündige euch große Freude. Er sagt nicht: Ich verkündige euch große Probleme und schwierige existenzielle Fragen, die ihr jetzt alle lösen und beantworten könnt – und müsst.

Als Neutestamentler muss ich hier vor allem an den Apostel Paulus denken. Im 11. Kapitel seines Römerbriefes versucht er die für ihn wohl drängendste und zugleich schwierigste Frage zu beantworten, warum denn sein eigenes Volk sich mehrheitlich fern von Jesus Christus hält. Aufgrund eines ihm offenbarten „Geheimnisses“, wie er es nennt (Röm 11,25), erkennt er diese Ferne Israels als notwendige Phase der Heilsgeschichte, damit die Nichtjuden und schließlich auch Israel selbst den Zugang zum göttlichen Erbarmen finden. Diese „Lösung“ ist theologisch äußerst tiefgründig und hat auch durchaus etwas intellektuell Befriedigendes: Tiefer in die Wege Gottes einzudringen, als Paulus es hier gelingt, ist nicht möglich. „O Welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!“ Und dennoch fügt der Apostel die Worte an: „Wie unbegreiflich sind seine Gerichte

und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?“ (Röm 11,33-34)

In ganz besonderer Weise ist hier einem Menschen die Ewigkeit ins Herz gelegt worden – und doch weiß der Apostel mit dem Prediger: Eine letzte Tiefe der Erkenntnis Gottes ist ihm verwehrt; der Mensch kann das Werk, das Gott tut, nicht ergründen (Koh 3,11). Das macht nicht nur demütig, es hat auch etwas Beruhigendes und Befreiendes: Die Lebensfreude hängt nicht von der Beantwortung der sog. letzten Fragen ab. Im Gegenteil: Sie hängt von der Einsicht in die Begrenztheit unserer Erkenntnis ab. Lassen wir's also auch einmal gut sein mit unserer Theologie und Philosophie!

Mit dem Neuen Testament möchte ich sogar noch einen Schritt weitergehen: Ist nicht die daraus resultierende Gelassenheit sogar mit dem Glauben selbst identisch – oder zumindest ein wichtiger Aspekt davon? Von der griechischen Wortbedeutung her meint Glauben so viel wie Zutrauen und Zuversicht zu Gott, das Sich-Gründen in ihm und die Festigkeit und Stabilität, die man daraus gewinnt. Dem entspricht als die angemessene menschliche Haltung Festigkeit, Treue und Loyalität gegenüber Gott. Ein solcher Glaube muss nicht selbstquälerisch und zweifelnd beständig danach fragen, ob er auch genug ist! Ein solcher Glaube ist auch nicht in erster Linie an den Inhalten des Glaubens orientiert, sondern er ist eine bestimmte Grundhaltung – eine Haltung der Festigkeit und Gelassenheit. Wir kennen alle die Frage angesichts der Inhalte unseres Glaubensbekenntnisses, das wir jeden Sonntag im Gottesdienst sprechen: *Muss ich das alles glauben?* – Wer so fragt, hat noch nicht wirklich verstanden und erfahren, was Glauben im Sinne unserer Beschreibung ist – und ich denke auch im Sinne des Predigers (auch wenn er den Begriff hier nicht gebraucht, sondern eher von der Gottesfurcht spricht). Gerade evangelisches Christentum steht in der Gefahr, gerade wegen der großen und berechtigten Bedeutung des Glaubens, dass der Glaube am Ende selbst zum Werk, zum Krampf und zum Kampf wird – zu einer „Leistung“, die man einfach nicht „bringen“ kann.

Nein, wahrer Glaube bedeutet Gelassenheit sogar gegenüber dem eigenen Glauben und seinen Zweifeln. Er bedeutet nämlich nicht Starrheit und Enge, er ist kein Für-Wahr-Halten ewig gültiger Sätze, er muss nicht notwendig erlebt oder gefühlt werden, sondern er ist eine Grundhaltung des Festhaltens an Gott und der zuversichtlichen Gelassenheit, die selbst noch den eigenen Unglauben zu unterfangen vermag.

Nur scheinbar habe ich mich damit von unserem Textabschnitt entfernt. Ich möchte den Prediger vielmehr zum Kronzeugen aufrufen für diese Art des Glaubens. Denn als gelassener Glaube geht er aus derselben „Mischung“ aus Gotteserkenntnis, Gottesfurcht und Einsicht in die eigenen Grenzen hervor, aus denen sich auch Gelassenheit und Lebensfreude des Predigers speisen. Gelassenheit spricht auch aus dem letzten Vers, der die vielleicht schwierigste Aussage unseres Textes bietet (V. 15): „Was geschieht, das ist schon längst gewesen, und was sein wird, ist auch schon längst gewesen; und Gott holt wieder hervor, was vergangen ist.“ Ich halte diese Aussage für sehr aktuell. Es ist sicher nicht gemeint, dass Gott diese Pandemie „hervorgeholt“ hat, weil er uns damit strafen will. Welch schrecklicher Unsinn wäre das – wo eine solche Pandemie doch vor allem die „Falschen“ trifft, diejenigen, die sowieso schon die Opfer sind: Kranke, Alte, Arme, Schwache, Flüchtlinge, Regionen mit schlechten Gesundheits- und Hygienebedingungen... Aber es ist sehr wohl damit gemeint, dass solche Pandemien die Geschichte der Menschheit schon immer begleitet haben und auch weiterhin begleiten werden. Ich persönlich kann das Gerede vom epochalen Einschnitt nicht mehr hören – dass danach nichts mehr so sein wird wie vorher. Das haben wir schon bei Tschernobyl, beim Fall der Mauer und bei Nine-eleven gehört. Der Prediger weiß es besser: Bleibt gelassen, meint er, haltet den Ball flach; was geschieht, das ist schon längst gewesen;

alles hat seine Zeit – auch Pandemien und Sterben haben ihre Zeit, so schmerzlich und furchtbar es auch ist; es geschieht nichts Neues unter der Sonne (Koh 1,9; 3,1-2.15). Nach der Krise wird bald alles wieder so sein wie vorher (fürchte ich); und wirklich hinzugelernt haben die Menschen aus den Katastrophen ihrer Geschichte nur selten. Trotzdem ist es natürlich gut und richtig, dass viele Menschen ins Nachdenken gekommen sind, dass sie Solidarität beschwören und plötzlich wieder unser funktionierendes Staatswesen zu schätzen wissen. Und gerade glaubenden Menschen steht es gut an danach zu fragen, wie sie mit der Krise umgehen sollen, welche Konsequenzen für die Zukunft daraus zu ziehen sind, ob es anschließend noch mehr klimaschädliche Autos geben wird als vorher (die Autolobby steht schon in den Startlöchern!) – und ja: ob man die Krise nicht auch als einen Weckruf an eine allzu sehr nach Sicherheit, Effizienz und eigener Stärke trachtende Gesellschaft verstehen kann; als einen Weckruf zu mehr Gelassenheit und Lebensfreude angesichts der unvermeidlichen Grenzen unseres Strebens und Erkennens, die uns jetzt in ganz besonderer Weise wieder bewusst werden.

Einen Schritt möchte ich (mit dem Alten Testament) über den Prediger hinausgehen – in seiner Perspektive auf die Beständigkeit alles Geschaffenen und die beständige Wiederholung des Gleichen. Es geschieht nichts Neues unter der Sonne? – Solange diese Schöpfung und diese Sonne bestehen: ganz sicher. Aber jenseits davon erwartet der Glaube einen neuen Himmel und eine neue Erde, wie der Prophet sagt (Jes 65,17); oder – um es mit dem Neuen Testament zu sagen: die endgültige Entmachtung aller Mächte, Gewalten und Gefahren, auch der Krankheiten und des Todes, im Reiche Gottes.